

Projektbericht I 2007/2008



Simeon Reusch, Freiwilliger der Aktion
Sühnezeichen

Tel Aviv, den 29. Januar 2008

Projekte:

Beit Jenny Breuer
Rechov Margolin 4
67614 Tel Aviv

Konrad Adenauer Program for Jewish-
Arab Cooperation (am Moshe Dayan
Center der Universität Tel Aviv)

Adresse in Israel:

Rechov Zunz 17/30
68191 Tel Aviv-Yafo
Israel

Adresse in Deutschland:

Kirchstraße 4
73779 Deizisau
Telefon: 07153/27751
Mobil: 0173/9323535

Kontakt Daten in Israel

Telefon: +972 3 6824770
Mobil: +972 54 2532038
e-Mail: simeonreusch@gmail.com
Blog: www.simeonreusch.com

Vorwort

Israel; ein Land mit einer komplizierten und ereignisreichen Geschichte. Der Nahe Osten, ein Konfliktschauplatz, einmalig in seiner Komplexität. So viele verschiedene Interessengruppen und Meinungsmacher. Und dazwischen wir, als Freiwillige aus Deutschland; dem Land, das vor fast 70 Jahren ganz Europa mit Krieg überzogen hat, das durch seine furchtbaren Verbrechen die Existenz eines jüdischen Staates zwar nicht hervorgeufen, aber doch vorangetrieben hat.

Aufgrund der Schwierigkeit, ja fast völligen Unmöglichkeit, hier objektiv zu bleiben, will ich nicht den Anspruch erheben, objektiv zu sein, oder auch nur einen Bruchteil dieses Konflikts zu kennen und bewerten zu können. Alles, was ich hier schreibe, ist subjektives Empfinden. Zwar nicht täglich, aber doch sehr oft kommen weitere Puzzlesteinchen zum Gesamtbild der israelischen Gesellschaft, zum Konflikt zwischen Juden und Palästinensern, zur Problematik der Araber in Israel hinzu. Sie alle einzuordnen bin ich zwar bemüht, aber immer bleibt das Bild bruchstückhaft, unvollständig, fehlerhaft. Auch will ich das meiste davon nicht zum Teil meines Projektberichts machen, da es deren Rahmen bei weitem sprengen würde.

Aus Gründen der Anonymität werde ich an sensiblen Stellen die Namen der Genannten abkürzen.

Ankunft

Als ich am Nachmittag des 11. Septembers völlig übermüdet und benommen aus dem Flugzeug stolpere, empfangen mich als erstes drückende Hitze und eine völlig unbekannte Sprache und Schrift.

Alles geht Schlag auf Schlag: Begrüßung durch Katharina von Münster, unsere Landesbeauftragte, in der hypermodernen Empfangshalle des Flughafen Ben-Gurion nahe Tel



Ankunft auf dem Flughafen Ben Gurion

Aviv; Busfahrt nach Jerusalem; Ankunft im Beit Ben Yehuda; Klärung verschiedener organisatorischer Formalitäten; Abendessen; Bett; Schlaf – endlich.

Davor lagen zehn Tage Ausreiseseminar. In Hirschluch, einem kleinen Ort nahe Berlin, waren alle Freiwilligen zusammengekommen, um dort gemeinschaftlich auf die kommenden Aufgaben vorbereitet zu werden. Eine Atmosphäre irgendwo zwischen Fortbildung und Klassenfahrt, eine des ungeduldigen Erwartens. So manche/r mokierte sich über die unliebsame Verzögerung der Ausreise. Auf dem Programm standen projektbezogene Arbeitsgruppen – in meinem Fall die Arbeit mit älteren Menschen; außerdem Teil des Programms waren der Besuch des Hauses der Wannsee-Konferenz, ein Gespräch mit Zeitzeuge Willi Frohwein, Informationsveranstaltungen über die Geschichte und den Hintergrund von Aktion Sühnezeichen, Organisa-

torisches. Aber auch schöne Abende, verbracht mit Theaterimprovisation oder guten Gesprächen über das Kommende, die Ängste und unsere Motivation. Nie vergessen werde ich das vorsichtige gegenseitige Beschnuppern beim ersten Treffen aller Israelfreiwilligen. Allen war klar, dass er oder sie mit diesen Menschen im kommenden Jahr viel Zeit verbringen wird, möglicherweise mit einigen von ihnen in einer Wohngemeinschaft leben wird. Israel ist in dieser Hinsicht aufgrund seiner geringen Größe und der großen Zahl an Freiwilligen gegenüber den anderen zwölf ASF-Ländern ein Sonderfall.

Viele der Erinnerungen an das Ausreiseseminar in Hirschluch sind jedoch schon längst verwischt: Ein kurzes Innehalten vor der endgültigen Abreise nach Israel.

Die sollte dann auch kommen, am frühen Morgen des 11. September. Nach einer durchgeführten Nacht, nach dem Abschied von anderen Freiwilligen, die ich inzwischen lieb gewonnen hatte, lagen wir morgens erschöpft und ziemlich durcheinander auf dem Flughafen und warteten auf die obligatorischen Sicherheitskontrollen. Dann, im Flugzeug – viele Fragen stellen sich: Wie werde ich den Abschied verkraften? Was wird dieses medial so überpräsenzierte Land – das mir doch trotzdem völlig fremd ist – mit sich bringen? Werde ich die Arbeit dort gut bewältigen können?

Ein diffuser Freiheitsdrang, gepaart mit dem Willen, nach dem Abitur etwas Sinnvolles zu tun, sowie die sich in diesem Jahr fern von irgendwelchen Verantwortungen bietende, einmalige Gelegenheit „etwas von der Welt zu sehen“ hatten mich im Oktober vorletzten Jahres dazu gebracht, mich bei Aktion Sühnezeichen zu bewerben. Mein Interesse an Politik und Geschichte, sowie eine allgemeine Neugierde dieses Land betreffend, gaben denn auch den Ausschlag, Israel als mein erstes Wunschland anzugeben – und nun war ich angelangt, es war plötzlich ganz real geworden: Hitze, Hektik, Herzklopfen.

Orientierungstage im Beit Ben Yehuda

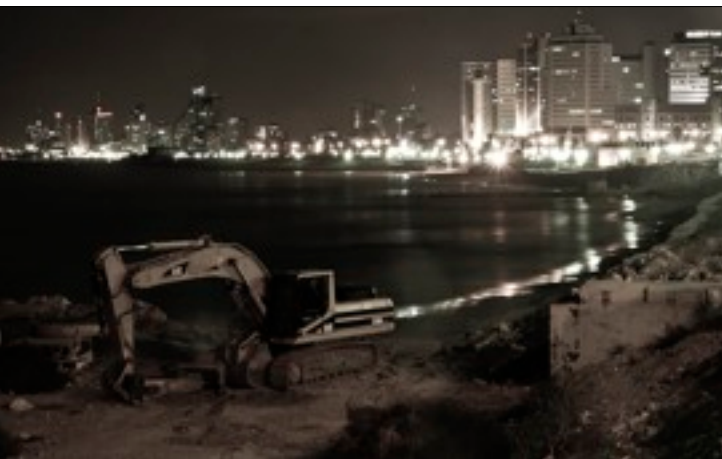
Was folgte, waren drei Wochen „Orientierungstage“ im Beit Ben Yehuda in Talpiot, einem Stadtviertel im Süden Jerusalem. Das Beit Ben Yehuda ist die neu errichtete Jugendbegegnungsstätte von Aktion Sühnezeichen; direkt neben dem Haus Pax, dem ASF-Landesbüro, errichtet.



Altstadt von Jerusalem

Auf dem Programm standen jeden Tag fünf Stunden Ulpan, also Sprachkurs, bei unserer wunderbaren, so motivierten wie rüstigen Lehrerin Ruti (noch immer haben wir Kontakt zu ihr, vor zwei Wochen beispielsweise hat sie uns zum Schabbatessen eingeladen). Mehr oder weniger verschlafen wurden wir allmorgendlich in die Geheimnisse der hebräischen Sprache eingeweiht, lernten Druck- und Schreibschrift, einfache Alltagsfloskeln und sangen die HaTikva. Dem Anspruch, uns einen guten Einstieg zu geben, wurde dieser Kurs auf jeden Fall gerecht. Jedoch war die Fülle des Lernstoffes derart dicht, dass vieles nicht hängen blieb. Auch der Rest des Seminars bot einen vollen und anstrengenden, aber äußerst packenden Einstieg. Es gab Einheiten zur völlig unterschiedlichen Themen. Die Geschichte Israels, jüdische Bräuche und Feiertage (wir wurden gleich zu Beginn in den jüdischen Feiertagsmonat hi-

neingeworfen, Rosh haSchanah und Yom Kippur fanden noch während des Seminars statt), Ankunft und Heimweh, Führung durch Jerusalems Altstadt, Besuch von Ramallah. Ein Höhepunkt war das Zeitzeugengespräch mit Yehuda Bacon, einem Künstler und Auschwitz-Überlebenden – einige seiner Kunstwerke hängen heute in Yad Vashem, der nationalen Gedenkstätte der Shoah. Er berichtete intelligent und sehr ergreifend; voller Menschenliebe trotz der Grauen, die miterleben musste.



Tel Aviv

Die Diskussion mit einem nTV-Korrespondenten, Uli Sahn, wird als Negativhöhepunkt noch lange im Gedächtnis bleiben. Eine derart fruchtlose, von einseitiger Ignoranz geprägte Diskussion hatte ich nicht erwartet.

Als jedoch das Seminar Anfang Oktober sein Ende erreichte, war niemand von uns darüber betrübt – hatte es uns doch an die Grenzen unserer Geduld und unserer Aufnahmefähigkeit gebracht. Seit vier Wochen hatte ich nicht mehr ausgeschlafen, das tägliche, mehrstündige Programm, das Einleben in ein neues soziales Umfeld sowie die Ankunft in einer mir bis dahin unbekanntem Gesellschaft hatten mich zutiefst erschöpft.

Im Rückblick betrachtet halte ich diese Orientierungstage, wie auch das Ausreiseseminar in Deutschland und die sonstige Vorbereitung durch ASF, für einmalig. Oft trifft man hier im Land Freiwillige anderer Organisationen an, die längst nicht eine so gute und um-

fassende Vorbereitung genießen durften. Auch wenn es manchmal hart war nahmen mir die Vorträge, Rollenspiele und Texte doch einen Teil meiner Angst und gaben mir das Gefühl, für meine Arbeit so gut gerüstet und informiert zu sein, wie das eben durch Seminare möglich ist.

Alltag

Nun sind fast vier Monate vergangen. Vieles hier ist anders. Der katastrophale Verkehr; der ständige Lärmpegel; eine Stadt, die nie schläft – außer vielleicht am Schabbat, da ist das Leben sehr gedämpft; die miserable Post – mein Adventskalender hat mir nun eben die Tage bis zum 24. Januar versüßt...

Doch der mediterrane Großstadtcharme Tel Avivs, die im Vergleich zu Jerusalem liberale Haltung der Einwohnerinnen und Einwohner; sowie natürlich das Mittelmeer und der kilometerlange Stadtstrand entschädigen für die Hektik. Als Deutscher wurde ich hier sehr positiv aufgenommen. Gewiss sind manche Klischees bei den Israelis recht präsent, seien es der obligatorische Pünktlichkeits- und Sauberkeitswahn oder die überbordende Arbeitsmoral, die den Deutschen hier nachgesagt werden. Aber insgesamt stehen die Menschen in Tel Aviv Deutschland ziemlich positiv gegenüber. Viele sprechen einige Brocken Deutsch und haben Vorfahren, die entweder aus Deutschland oder aus deutschsprachigen Gebieten geflohen sind. Einige kennen Deutschland von Besuchen oder gar von Studienaufenthalten. Die Shoah spielt im Umgang mit Deutschen für junge Israelis meinen bisherigen, selbstverständlich subjektiven Erfahrungen nach fast keine Rolle.

Selbstverständlich ist die Position von alten Menschen dagegen deutlich ambivalenter. Da sind auf der einen Seite die Jeckes, die deutschsprachigen Juden. Selbige sind teilweise Mitglied des Freundeskreises von ASF und leben deutsche Kultur sehr bewusst, was

beim Besuch einiger Veranstaltungen der Jekkes deutlich wurde, sei es eine Chanukka-Feier, sei es eine Jubiläumsfeier der Vereinigung der aus Deutschland ausgewanderten Juden.

Inzwischen ist hier so etwas wie „Heimat“ entstanden. Nach der Arbeit habe ich das Gefühl, nach Hause zu kehren. Wir haben unsere Wohnung in letzter Zeit ein wenig individualisiert; so haben wir Lautsprecherboxen fürs Heimkino und ein neues Sofa organisiert, sowie die Küche umgeräumt. Und seit neuestem versuchen wir, der Schabenplage in Küche und Bad mit Klebefallen, Deo und Feuerzeug Herr zu werden... Im Haushalt sind inzwischen die stärksten Eskapaden der Faulheit als negative Folge der neu gewonnenen Freiheit überwunden. Wir kochen einigermaßen regelmäßig – zwar immer noch lediglich Nudeln, aber da wird es sicher noch positive Entwicklungen geben...

Manches, was zu Beginn fremd erschien, ist jetzt vertraut. Ich erinnere mich noch gut an mein Erstaunen als wir zu Beginn der Orientierungstage in Jerusalem zum ersten Mal in einen Supermarkt kamen. Nichts konnte ich lesen – nichts. Nur raten und auf gut Glück kaufen. Das hat sich inzwischen durchaus ein wenig geändert. Wir kaufen wie alte Hasen auf dem Shuk ein, essen Pita anstatt Brot und konsumieren kiloweise Humus – eine Art Brei aus Kichererbsen, der hier Beilage zu allem und jedem ist.

Und doch sind da all diese Dinge, die ich vermisse, diese profanen kleinen Dinge, die oftmals kulinarischer Natur sind. Die machen mir erst deutlich, wie gut es mir in Deutschland eigentlich geht. All dies werde ich hoffentlich viel bewusster schätzen und genießen können, wenn ich wieder die Gelegenheit dazu haben werde.

Auch bringt der Alltag natürlich Reibereien mit sich. Manchmal fehlt mir am Wochenende, wenn wir in unserer Wohnung wieder einmal mehrere Freiwillige aus anderen Teilen des Landes beherbergen, der



Die Azrieli-Towers in Tel Aviv

Raum, um alleine zu sein. Man sitzt dicht auf dicht, die Wände sind hellhörig. Aber das sind Kleinigkeiten, die meiste Zeit über ist es ein sehr angenehmes Zusammenleben. Viele der Mitfreiwilligen, die ich in Hirschluch noch so kritisch beäugt hatte, sind mir inzwischen sehr ans Herz gewachsen. Es ist schön, dass wir untereinander so viel Kontakt haben. Das bietet Raum, zu reden: Über neue Eindrücke, Erfahrungen und über die Arbeit. Oft besuche ich die anderen in Jerusalem, oder bereise mit ihnen das Land.

Im Großen und Ganzen fühle mich wohl, genieße die Freiheit, die ich so lange ersehnt habe. Ich bin glücklich hier.

Beit Jenny Breuer

In Israel sind alle Freiwilligen in Kombinationsprojekten tätig. Sie arbeiten also in zwei verschiedenen Projekten; eines davon ist immer Arbeit mit älteren Menschen, sei es im Seniorenheim, sei es, dass diese daheim besucht werden. Meine bisherigen Arbeitserfahrungen und auch die der anderen Freiwilligen haben gezeigt, dass diese Zweiteilung sehr gut ist, sie sorgt für die nötige Abwechslung: 24 Stunden arbeite ich jede Woche im Beit Jenny Breuer und 16 Stunden an der Universität Tel Aviv.

Das Beit Jenny Breuer ist ein Seniorenheim oder „beit horim“ – Elternheim – wie es hier heißt. Es ist mit dem Fahrrad problemlos innerhalb von 15 Minuten zu erreichen und liegt ein wenig östlich der „tachanah merkazit“, des zentralen Busbahnhofs von Tel Aviv. In nächster Nähe befindet sich ein Krankenhaus der nicht-staatlichen und sozial ausgerichteten Reuth-Organisation, die auch die Trägerschaft für das Beit Jenny Breuer innehat. Reuth wurde noch vor der Staatsgründung Israels gegründet und kümmerte sich vorwiegend um Frauen und Mutterpflege. Inzwischen sind Altenpflege, Rehabilitation und die Behandlung chronisch Kranker die Hauptfelder der Organisation.

Fast 60 Bewohnerinnen und Bewohner, die meisten von ihnen weiblich, leben hier. Sie kommen aus Deutschland, Österreich, den USA oder sind in Israel geboren; aber vorwiegend kommen sie aus Osteuropa. Viele der Einwohnerinnen und Einwohner sprechen Deutsch, manche nur Jiddisch, das man aber ansatzweise versteht.

Das Seniorenheim ist religiös orientiert – die Männer gehen jeden Tag morgens, mittags und abends zum Gebet in die hauseigene Synagoge im ersten Stock. Auch wird der Schabbat streng eingehalten, so ist beispielsweise an beiden Aufzügen eine Schabbat-Schaltung angebracht. Diese lässt den Aufzug am Schabbat ununterbrochen fahren, so dass keine Knöpfe betätigt werden müssen. Auch ist die Küche koscher, es gibt getrenntes Geschirr für milchiges (Frühstück und Abendessen) und fleischiges (Mittagessen). Mir ist schon der eine oder andere Fauxpas diesbezüglich unterlaufen, so nahm ich mir zum Beispiel schon zum Milchkaffee für das Mittagessen vorgesehene Geschirr.

Etwa zwanzig Mitarbeiter/innen betreuen die alten Menschen: Reinigungs-, Pflege- und Küchenpersonal, Krankenschwestern, Pförtner, Hausmeister und Techniker. Neben diesen haben manche der Seniorinnen und Senioren noch so genannte „Metapelets“, Privatpflegerinnen – vornehmlich philippinische

Immigrantinnen. Der Umgang mit dem Personal war zu Beginn ein wenig schwierig, auch jetzt ist es manchmal anstrengend. So gibt es zum einen natürlich Sprachschwierigkeiten: Viele der vornehmlich aus Russland stammenden Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter können kein Englisch – so hatte und habe ich noch manchmal Schwierigkeiten, herauszufinden, was man von mir will. Auch ist das Arbeitsklima eher kühl, beim Frühstück muss ich mir jedes Mal einen Platz zuweisen lassen – ich komme mir dann immer ein wenig herumgeschubst vor. So scheint sich auch mein Chef nicht wirklich für den Freiwilligen zu interessieren, er sieht ihn halt als willkommene Hilfskraft an.



In der Lobby – beim Rummikub

Aber all das hat über die letzten Wochen nachgelassen, man gewöhnt sich zum einen an die Atmosphäre, zum anderen hat beispielsweise ein Mitarbeiterausflug nach Haifa dazu beigetragen, das Verhältnis zu entspannen. Und letztlich tröstet das herzliche Verhältnis zu den alten Menschen über alles hinweg.

An vier Tagen bin ich jede Woche im Beit Jenny Breuer – an zweien davon bis zum Mittagessen, an zweien länger. Meine Aufgabe besteht im Wesentlichen aus zwei Dingen.

Zum einen ist da die Beschäftigung mit den Bewohnerinnen und Bewohnern des

Heims. Ich besuche die alten Menschen in ihren Zimmern (jede und jeder hat ein eigenes Zimmer mit Bad und einer kleinen Küche, die Größe der Zimmer variiert jedoch). Mit manchen unterhalte ich mich dann einfach, erzähle von meinen Wochenendaktivitäten oder meiner Familie, höre mir Geschichten aus ihrer Vergangenheit an. Andere freuen sich über die Möglichkeit, eine Runde Rummikub oder Ähnliches zu spielen. Daneben unterstütze ich Ora – eine Sozialarbeiterin, die jeden Vormittag für zwei Stunden kommt – bei den verschiedenen Aktivitäten, die sie für die Bewohnerinnen und Bewohner anbietet: Rummikub-Runden; ein offener Tisch, an dem über verschiedene Themen diskutiert wird; Denksport; gemeinschaftliches Basteln mit Knet, Ton oder Papier. Höhepunkt für alle ist der monatliche Bingo-Wettkampf, bei dem die Einwohner echte Preise wie Schals, Handtücher oder Socken gewinnen können.



Programmpunkt im Kultursaal des Heims

Mein zweites Aufgabenfeld ist die Unterstützung der übrigen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter. So gehe ich fast täglich zur nahegelegenen „Kupat Cholim“, was „Krankenkasse“ bedeutet und im israelischen Gesundheitswesen eine kleine Klinik ist; mit verschiedenen Ärzten, Möglichkeiten zu Laboruntersuchungen und einer Apotheke. Dort hole ich Medikamente gegen Rezept, gebe Blut- und Urinproben ab oder nehme Laborresultate in Empfang. Neben der Beschäftigung mit

den Bewohnerinnen und Bewohnern bietet dies immer eine schöne Abwechslung und die Gelegenheit zu einem kleinen Spaziergang. Auch gehört die Bestuhlung des Kulturraums, sowie das Tischdecken für den Vier-Uhr-Kaffee zu meinen Aufgaben. Daneben unterstütze ich die Bewohnerinnen und Bewohner im Computerraum, helfe ihnen beispielsweise beim Abrufen ihrer E-Mails. Auch kommt es ab und zu vor, dass ich jemanden zum Arzt begleiten darf.

Die Mithilfe bei den verschiedenen Veranstaltungen des Seniorenheims gehören ebenfalls zu meiner Arbeit. So wurde beispielsweise schon eine Chanukkafeier ausgerichtet, an der die Kinder und anderen Angehörigen der alten Menschen kamen – volles Haus. Und neulich besuchte der Chor eines befreundeten Seniorenheims aus Jerusalem das Beit Jenny Breuer. Bei solchen Gelegenheiten bin ich vornehmlich damit beschäftigt, genügend Stühle für alle Gäste heranzuschaffen.

Meine Vormittage im Seniorenheim sind gefüllt mit Besuchen und Botengängen. An den Nachmittagen nach dem Mittagessen, das ich zweimal pro Woche mit den Bewohnerinnen und Bewohnern einnehme, habe ich dagegen meist weniger zu tun, da fast alle Bewohnerinnen und Bewohner Mittagsschlaf halten. So hat mir Herr Gr. – einer der Bewohner des Heims – schon einen Platz auf seiner Couch angeboten. Tatsächlich habe ich dort bereits schon das eine oder andere Nickerchen gehalten... Auch lese ich dann, oder helfe sporadisch, beispielsweise wenn Zimmer umgeräumt werden müssen.

Viele der alten Menschen sind mir in den vergangenen vier Monaten ans Herz gewachsen. Trotz ihres teilweise biblischen Alters sind die meisten noch sehr rüstig. Aber natürlich sind diverse Einschränkungen beim Hören und Sehen an der Tagesordnung. Auch leiden einige unter Demenz. Nichtsdestotrotz kann ich mich mit erstaunlich vielen austauschen – dank ihrer in der Kindheit erworbenen Deutschkenntnisse. Das gestaltet Gespräche

einfach viel leichter als mein noch sehr brüchiges Hebräisch. Inzwischen versuche ich jedoch, Gespräche zumindest auf Hebräisch zu beginnen – manche Unterhaltung klappt auch schon ganz gut. Das bereitet dann natürlich doppelt Freude. Viele der Bewohnerinnen und Bewohner haben eine schwere Vergangenheit hinter sich, sind geprägt von Verfolgung während des Nationalsozialismus oder vom Aufenthalt in einem bzw. mehreren Konzentrationslagern.

Da ist Frau R., die in ihrer Kindheit auf der Flucht vor den Nationalsozialisten und im Zuge der illegalen Einwanderung nach Palästina vier Jahre mit ihren beiden kleinen Kindern auf einem Raddampfer verbracht hat. Eine Odyssee, beginnend in der Donau, endend im Mittelmeer. Dann Schiffbruch und Internierung in einem italienischen Gefangenenlager. Schlussendlich gelang ihr als Inhaftierter mit beiden Kindern aber die Einreise nach Palästina. Dies und der Tod ihres Mannes sind wesentliche Punkte, die sie geprägt haben, dies sind die Geschichten, die sie mir bei jeder Gelegenheit erzählt.

Oder Frau F., die immer pflegebedürftiger wird, die sich von ihrem Sohn vernachlässigt fühlt und sich bei mir immer über die Ärzte und das Pflegepersonal beschwert. Eigentlich, so hat sie mir es mehrmals gesagt, will sie nicht mehr leben. Ich versuche, sie so oft wie möglich zu besuchen, mit ihr zu spielen oder ihr einfach nur zuzuhören (es ist schwierig, sich mit ihr zu unterhalten, da sie sehr schlecht hört). Sie ist in ihrer Jugend im Zuge der Aliyah Beit nach Palästina gelangt. Jedoch hat sie auf die erste Gelegenheit zur Ausreise verzichtet – zu Gunsten ihrer jüngeren Schwester. Seit neuestem hat sich ihr körperlicher Zustand rapide verschlechtert, so sehr, dass sie wohl bald in ein anderes Heim verlegt werden muss.

Und da ist Frau B., die noch nicht lange im Heim ist. Sie ist eine lebenslustige Frau, mit einem Sohn in San Francisco, der sie ab und an besuchen kommt. Man merkt ihr die Gräueltaten, die sie miterleben musste, nicht an.

Aber die eintätowierte Nummer auf ihrem Oberarm erinnert doch immer daran.

Manchmal ist die Arbeit mühsam, es gibt Tage, an denen ich kaum Zeit habe, die ich den alten Menschen widmen kann, so viel gilt es zu besorgen, abzuholen etc. Aber oft entschädigt das Gefühl, dass meine Arbeit dort Freude bereitet, dass sie willkommene Abwechslung in den manchmal sicher eintönigen Heimalltag bringt. Ein Lächeln, so abgedroschen das klingen mag, zeigt das von Zeit zu Zeit. Öfters haben sich schon gute Gespräche entwickelt. Dies muss ich mir immer wieder vorhalten, wenn ich manchmal – wie nun wieder nach dem Besuch in einem palästinensischen Flüchtlingslager – an meiner Arbeit zweifle. „In solch einem Lager ist die Not doch viel größer, meine Hilfe wäre dort weit aus dringender benötigt“, das ist der Gedanke, der mir ab und zu kommt. Und sicher, diese Frage wird sich nicht einfach in Luft auflösen, sie wird bleiben. Letztendlich ist sie auch nur ein Aspekt dieses zwiespältigen Landes – in anderen ASF-Ländern sind reine Sozialprojekte völlig normal, nur hier ist dies aufgrund der politischen Tatsachen und der angebrachten Sensibilität in der Westbank nicht möglich. Leichter wird es durch solcherlei Begründungen natürlich nicht, aber ich kann es eher akzeptieren.

Anfangs machte ich mir noch viele Gedanken über etwaige Ressentiments der alten Menschen bezüglich der Tatsache, dass ich Deutscher bin. Inzwischen habe ich jedoch gemerkt, dass die meisten den Umgang mit Freiwilligen genießen und sehr offen sind.

Trotzdem musste ich während der letzten Monate einige Male innehalten. Wenn ich beispielsweise Bewohnerinnen und Bewohner ansprach, von denen ich noch nicht wusste, ob sie Deutsch können, fiel mir der harte Klang der deutschen Sprache auf. Etwas schwang mit. Ich wusste nicht, wie sie reagieren würden. Ein paar Mal ist es mir passiert, dass ich mit meiner Herkunft konfrontiert wurde. So wurde mir die Frage nach der Vergangenheit meiner Eltern und Großeltern

gestellt, die Frage danach, ob sie vielleicht in der Gestapo gewesen waren. Eine ältere Dame meinte, die Deutschen hätten „keinen guten Namen“ und zeigte mir vorwurfsvoll die in Auschwitz eintätowierte Nummer auf ihrem Oberarm. Ich wusste nicht, wie ich reagieren sollte, zu einer Antwort war ich nicht in der Lage. Was hätte ich ihr auch antworten können, schließlich finde ich ihre Abneigung vollkommen verständlich. Ich versuche, in diesen Augenblicken nichts zu erwidern, einfach zuzuhören, aus Respekt vor dem, was diese Menschen mitmachen mussten.

Konrad Adenauer Program for Jewish-Arab Cooperation (am Moshe Dayan Center der Universität Tel Aviv)

Zwei in ihren Ländern sehr bekannte Persönlichkeiten; einer Deutscher, einer Israeli. Aus diesen beiden klangvollen Namen setzt sich die Bezeichnung meiner Arbeitsstelle an der Universität von Tel Aviv zusammen. Diese ist ein großer Campus im klassischen Sinne, etwas erhöht im Norden Tel Avivs liegend. Über 30.000 Menschen studieren, forschen und lehren hier.

Nachdem zwei Monate vor meiner Einreise ins Land das Beit Wolyn, eine Zweigstelle von Yad Vashem, welche ursprünglich mein zweites Projekt hätte werden sollen, die Zusammenarbeit mit Aktion Sühnezeichen beendete, musste ein neues Zweitprojekt für mich gefunden werden. Aus diesem Grund bin ich der erste Freiwillige, der im „Konrad Adenauer Program for Jewish-Arab Cooperation“ am Moshe Dayan Center tätig ist.

Das Programm wird von Dr. Elie Rekhess geleitet, außerdem arbeiten dort noch sein Assistent Arik sowie zwei Studentinnen und ein Student. Das „Program for Jewish-Arab Cooperation“ wird von der Konrad Adenauer Stiftung finanziert. Daher resultiert eine weitgehende Unabhängigkeit vom Rest

des Moshe Dayan Centers. Selbiges ist übrigens einer der führenden „think-tanks“ auf dem Gebiet des Nahen Ostens.

Das Themenfeld, mit dem sich das Konrad Adenauer Program befasst, sind die Araber in Israel. Diese Volksgruppe, die an die 20 Prozent der heutigen Gesamtbevölkerung Israels ausmacht, sind die Araber, die durch die Gründung des Staates Israel im Jahre 1948 ein Teil der israelischen Bevölkerung geworden waren. Ihre Situation ist eine sehr spezielle, da sie aufgrund der Tatsache, dass sich Israel als jüdischer Staat versteht, per definitionem nicht vollständig Teil der israelischen Gesellschaft sein können.



In diesem Gebäude befindet sich das Moshe Dayan Center

Auch der Umstand, dass sich Israel im ständigen Konflikt mit den umliegenden arabischen Staaten befindet, macht die Situation für die Araber in Israel nicht gerade einfacher; jeder außenpolitische Konflikt Israels strahlt zwangsläufig auf die Haltung der Araber in Israel aus. Diese weitreichende Problematik war mir vorher überhaupt nicht bewusst. So ist das Thema ein sehr delikates, leicht können Gefühle verletzt werden. Schon allein die Vielzahl der Möglichkeiten, wie man die diese Volksgruppe nennen kann, zeigt, wie kompliziert das Thema ist: „Araber in Israel“? „Israelische Araber, palästinensische Israelis, 1948er Araber“? Oder doch lieber „die arabische Minderheit“, „Israelis arabischer Ab-

stammung'? Jede dieser Bezeichnungen legt Wert auf andere Aspekte, impliziert andere Zielsetzungen und politische Ansichten.

Die Arbeit des Programms zeigt auch, wie diversifiziert und innerlich zerrissen die israelische Gesellschaft ist. Das Spannungsfeld zwischen demokratischer Partizipation der einen Seite und jüdischem Staat auf der anderen Seite halte ich für wesentlich und für das Verständnis der Lage der Araber in Israel unabdingbar.

Das Center macht mittels Vorträgen, Konferenzen und Publikationen auf die noch immer sehr weit verbreitete Diskriminierung der gesetzlich eigentlich gleichgestellten Araber in Israel aufmerksam. Diese schlägt sich beispielsweise in schlechteren Bildungs- und Karrierechancen nieder. Auch leisten die Araber in Israel nicht den ansonsten bei Jungen und Mädchen üblichen Armeedienst, welcher 36 bzw. 24 Monate dauert. Dies versperrt ihnen viele Regierungs- und Verwaltungsämter, da man in der israelischen Gesellschaft nur durch erfolgreiches Absolvieren des Militärdienstes eine realistische Chance auf solche Stellen hat.

Meine konkrete Arbeit am Moshe Dayan Center besteht einerseits aus eher anspruchslosen Bürotätigkeiten. So fallen große Mengen an vertraulichen Dokumenten oder Arbeiten an, die von dem Wegwerfen durch den Reißwolf müssen. Auch gehe ich Dr. Elie Rekhess, dem Leiter des Instituts, zur Hand, katalogisiere für ihn Blätter, ordne sie nach Datum, hefte sie ab. Manchmal bin ich auch für das Sekretariat des Moshe Dayan Centers tätig: Beschriften, Sortieren und Ähnliches. Zusätzlich bin ich damit betraut, öfters anfallende Einladungen zu Vorträgen in Briefumschläge einzutüten, sowie mit Adressaufklebern zu versehen.

Andererseits durfte ich aber auch schon anspruchsvollere Tätigkeiten verrichten. So habe ich die gesamte englischsprachige Bibliothek des Programms im Computer katalogisiert, auch die wissenschaftlichen Arbeiten

zum Thema der Araber in Israel musste ich digital erfassen. In der recht bekannten und renommierten Bibliothek des Moshe Dayan Center war ich „leihweise“ auch schon tätig und habe dort Dokumente katalogisiert.

Schön ist, dass mir die Arbeit im Konrad Adenauer Program ein wenig den Kontakt zur israelischen Gesellschaft erleichtert. So tausche ich mich mit den Studentinnen und Studenten aus und habe beispielsweise auch schon eine von ihnen veranstaltete Halloween-Party besucht. Eine von ihnen spricht auch ein wenig Deutsch. Das und meine paar Brocken Iwrit sorgen immer wieder für Amusement. Überhaupt ist das Arbeitsklima nicht mit dem des Beit Jenny Breuer vergleichbar, da es viel angenehmer ist: Arik besteht auf regelmäßigen Kaffeepausen und bietet allen Süßkram an. Und wenn wieder stupides Briefumschlägebekleben auf dem Programm steht meint er stets, er habe wieder „something intellectually very challenging“ für mich.



In der Negev

Sonstiges

Selbstkritisch muss ich anmerken, dass ich von den vielfältigen Möglichkeiten einer Universität bisher noch kaum Gebrauch gemacht habe, jedoch habe ich fest vor, mich

ein wenig mehr umzusehen, zu versuchen, Vorträge zu besuchen und vielleicht an Seminaren teilzunehmen. Anfangs lag mein mangelndes Engagement daran, dass ich erst in meiner Arbeitsstelle Fuß fassen wollte, alles war neu und spannend. Inzwischen ist zwar die Routine da, aber ich habe momentan zu wenig Zeit, da ich im Ulpan, im Sprachkurs, weiter Hebräisch lerne. Zweimal die Woche findet dieser statt. Das Verstehen funktioniert inzwischen auch schon ganz gut, nur mit dem Sprechen hapert es noch etwas. Iwrit ist eine faszinierende Sprache. Nur hilft manchmal diese Faszination auch nicht über die Unlust, Wörter zu lernen oder Hausaufgaben zu machen, hinweg.

Eine Quelle von willkommen Nebeneinkünften stellt eine Übersetzertätigkeit dar. Diese Arbeit habe ich von einem Vorgänger übernommen. Ein israelischer Regisseur, der einen Dokumentarfilm über seinen zionistischen Großvater drehen will, hatte nach jemandem gesucht, der für ihn Briefe und Zeitungsartikel vom Deutschen ins Englische

übersetzen konnte, da er des Deutschen nicht mächtig ist. Einmal pro Woche besuche ich ihn nun und helfe ihm einige Stunden lang beim Übersetzen dieser Schriftstücke. Historisch ist diese Tätigkeit sehr interessant, da sein Großvater mit einem Nationalsozialisten das damalige britische Mandatsgebiet Palästina bereist hat. Eine zwölfteilige Artikelseerie, geschrieben von dem Nazi, erschien 1934 unter dem Titel „Ein Nazi fährt nach Palästina“ im „Angriff“, einer Berliner Zeitung. Diese Artikel muss ich unter anderem übersetzen. In diesen beschreibt er kaum ideologisiert und relativ objektiv die Zustände im Palästina der dreißiger Jahre.

Auch war dieser Mann der Vorgesetzte Adolf Eichmanns im so genannten Judenreferat. Er war ein glühender Verfechter der Idee, den Juden die Emigration nach Palästina zu ermöglichen. Diese Lösung der „Judenfrage“ war damals in den elitäreren Kreisen der SS und des SD gar keine so unübliche Ansicht – all das war mir vorher überhaupt nicht klar gewesen.





Die Grenzstraße zu Ägypten im Negev

Ansonsten fahren wir viel in der Gegend rum, erforschen das Land, entweder per Bus oder per Mietwagen. Das Pflichtprogramm haben wir schon absolviert, Totes Meer, Eilat, Haifa. Wir waren in Akko und Bethlehem, sind in der Negev gewandert und sind im Golan im Schlamm herumgestiefelt. Ich freue mich auf den Frühling, dann werden wir hoffentlich nach Ägypten und Jordanien reisen, wir wollen unbedingt Kairo und Petra besichtigen.

Politische Lage und Sicherheit

Die Frage nach der Sicherheit im Land stellt sich unweigerlich. Wenn ich im Vorfeld auf diese angesprochen wurde, antwortete ich zwar immer, dass es wesentlich wahrscheinlicher sei, einem Autounfall als einem Anschlag zu Opfer zu fallen. Doch wir können von Glück reden, dass unsere Ausreise in eine relativ entspannte Periode fiel. Bei unseren Vorgängerinnen und Vorgängern sah das ja aufgrund des Libanonkriegs noch völlig anders aus.

Es gibt hier schon seit einiger Zeit keine Anschläge mehr. Auch die von uns mit Spannung erwarteten Gespräche in Annapolis verliefen so ergebnislos wie friedlich.

Bushs Besuch, mit dem eine komplette Absperrung diverser Teile Jerusalems einherging, haben wir inzwischen auch unbeschadet überstanden.

Vom „Konflikt“, wie er überall vorsichtig betitelt wird, ist im Alltag wenig zu merken. Sicher, die Militärpräsenz im Alltag ist hoch. Keine Busfahrt ohne Soldatentransfer, keine Hafenerundfahrt in Haifa ohne ausfahrendes U-Boot.

Jedoch habe ich mich an deren Anblick schnell gewöhnt, von einem Gefühl tiefer Bedrohung kann keine Rede sein – im Alltag denke ich die meiste Zeit nicht daran, dass Anschläge hier vor einiger Zeit noch zur Tagesordnung gehörten. Bin ich zu Beginn noch mit mulmigem Gefühl in den Bus gestiegen, erachte ich diese Art des Reisens inzwischen als Selbstverständlichkeit. Nur manchmal wird mir plötzlich bewusst, dass die Situation sehr instabil ist, dass sich die Sicherheitslage jeden Moment wieder verschärfen könnte. Wir verfolgen die Nachrichten mit einer Intensität, die ich in Deutschland so nicht kannten. Ich hoffe, dass der Rest des Jahres so friedlich verlaufen wird, wie es begonnen hat.



Absperrungen am Qalandia-Checkpoint in Jerusalem



Dank

Liebe Förderinnen und Förderer, euch gebührt mein Dank. Ihr habt mir durch eure Unterstützung dieses Jahr, diese Erfahrungen und diese Horizonterweiterung möglich gemacht. Schon jetzt ist mein Aufenthalt in Israel eine so unglaubliche Erfahrung und hat mir bereits so viele interessante Treffen und Begegnungen beschert, dass ich das gar nicht angemessen in Worte fassen kann. Manchmal verliere ich es im Alltag aus dem Blick – doch dann wird mir plötzlich wieder deutlich, dass ich ja hier in Tel Aviv lebe und arbeite, mich erfolgreich von zuhause losgelöst habe und schon seit fünf Monaten in diesem Land bin.

Vielen Dank für all das!

Auch der Stiftung „Erinnerung, Verantwortung und Zukunft“ möchte ich ganz herzlich für die Unterstützung danken.

Simeon

Tel Aviv, den 29. Januar 2008



STIFTUNG
ERINNERUNG, VERANTWORTUNG
UND ZUKUNFT

